YORK-GOTHART MIX

Der gefeierte, kritisierte und vernichtete Autor. Gottfried August Bürger und die semiöffentliche Kommunikation über Sexualität und Erotik

Auf unerwartet persönliche Weise erfährt Gottfried August Bürger 1789, daß eine ihm unbekannte Leserin die für die Autorrolle konstitutive Diskrepanz zwischen dem Dichter als empirischer Person und der Repräsentanz in seiner Poesie nicht wahrhaben will. In einem Poem mit dem Titel *An den Dichter Bürger. Nach einem scherzhaften Gespräch bei Lesung seiner Gedichte* trägt ihm eine Almanachrezipientin aus Stuttgart *coram publico*, aber anonym ihre Liebe an und erklärt unverblümt:

> „Bald lächelte, bald lachte ich,
> Dann rief ich schnell: ‚O Küssen Dich
> Möcht' ich, Dich lieben Mann!'
> So wechselte, wie Dein Gesang,
> In mir der Hochgefühle Drang,
> Je mehr ich sann."[1]

In seiner 1790 verfaßten Antwort mit dem Titel *Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will* versucht Bürger, die vielen in der Öffentlichkeit kursierenden Episoden und Gerüchte über ihn zu relativieren, eine baldige Begegnung zu arrangieren und mit dem Interesse des Publikums an dieser ungewöhnlichen Sympathiebezeugung zum „eigenen noch grösseren Amüsement"[2] zu spielen. Wenige Monate später heiratet er seine Verehrerin aus Stuttgart, 1791 erscheint Friedrich Schillers Verriß

---

[1] Elise Hahn: *An den Dichter Bürger*, in: *Bürgers Liebe. Dokumente zu Elise Hahns und G. A. Bürgers unglücklichem Versuch, eine Ehe zu führen*, hg. von Hermann Kinder, Frankfurt a. M. 1981, S. 10.

[2] Gottfried August Bürger an Elise Hahn im Februar 1790, in: *Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will*, in: *Bürgers Liebe* (Anm. 1), S. 26-42, hier S. 41.

Über Bürgers Gedichte, 1792 wird die Ehe geschieden. Wie bei keinem zweiten Autor des 18. Jahrhunderts von Rang korrelieren bei Bürger Publizität und Privatheit, Selbststilisierung und Selbsttäuschung und amalgamieren zu lebensbestimmenden Faktoren. So wie Elise Hahn als enthusiasmierte Leserin das lyrische Ich mit der Person des Dichters gleichsetzt, so sieht auch Bürger in einer doppelten Selbsttäuschung das Widmungsgedicht als einzigartigen Liebesbeweis und seine Poesien als schicksalsbestimmend an.

Kokettierend räumt er gegenüber seiner zukünftigen Frau in der epistolarischen *Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will* ein, schon „in früheren Jahren" durch eine „unartige Zunge" und als „Libertin"[3] Aufsehen erregt zu haben. Bürger spielt hier auf frühere parodistische Dichtungen und das Dreiecksverhältnis mit seiner Ehefrau Dorette Leonhart und deren Schwester Molly an. Da sich dieses leidenschaftliche Liebesverhältnis nicht vertuschen läßt und er sich in Briefen an Leopold Friedrich Günther von Goeckingk und Heinrich Christian Boie freimütig darüber äußert, steht Bürgers Person schon nach seiner ersten Heirat 1774 mit Dorette Leonhart im Blickpunkt der Öffentlichkeit. Das interessierte Publikum weiß, wem die Elegie *Als Molly sich losreißen wollte*, das Sonett *Überall Molly und Liebe* oder *Das hohe Lied von der Einzigen* gewidmet ist und quittiert die öffentlichen lyrischen Liebesbekenntnisse mit moralischer Ächtung. Bürger polarisiert von Anfang an als Poet *und* als empirische, öffentliche Person. Die Aufmerksamkeit, die sein Werk und seine Lebensumstände erregen, wird durch eine semiöffentliche Kommunikation geschürt, die durch Briefe, zirkulierende Billette, Gedichtabschriften und apokryphe Drucke initiiert wird.

Dem von den Klassikern entworfenen Dichterbild, das die Konstrukte Autor und Werk unter ethischen und ästhetischen Prämissen in einer Korrelation idealiter zusammenführt, entspricht Bürger auch vor seinem aufsehenerregenden Disput mit Schiller ganz und gar nicht. Ungeachtet seiner epochemachenden Ballade *Lenore* und der Anklage *Der Bauer an seinen Fürsten* sowie anderer Meriten gilt Bürger aufgrund seiner „unvollkommenen Individualität" nicht als der Autor, der durch sein Werk und seine Person die utopische Humanitätsidee repräsentiert, zu der Schiller das Publikum „hinaufzuziehen"[4] versucht. Für das in Schillers Rezension *Über Bürgers Gedichte* konzipierte wegweisende Autorideal, die empirische Person repräsentativ für die menschliche Gattung zur Humanität zu veredeln und für das Publikum normbildend zu wirken, liefert der überaus populäre Dichter und Redaktor der lange Jahre erfolgreichsten lyrischen Blumenlese, des Göttinger *Musen Almanachs*, ein allzu augenfälliges Gegenbild. Schillers rigide Kritik an den Poesien Bürgers, vor allem an den Molly gewidmeten Liebesdichtungen, an denen er „einen zu sinnlichen", ja oft einen „gemeinsinnlichen Charakter"[5] moniert, offenbaren, daß es hier um eine persönliche, poetologisch einsichtige, aber auch moralisierende Debatte geht, die mit den Lebensumständen des Göttingers korreliert.

Bürger, für den nach Schiller „Liebe selten etwas anders als Genuß oder sinnliche Augenweide" bedeutet, kann nur das Gegenbild gelungener „Idealisierkunst"[6] sein, dafür weiß das Publikum zuviel, nicht zuletzt deshalb wird der Göttinger auch vorgeführt. Caroline Schlegel-Schelling ist nach ihrer Rückkehr aus Clausthal ebenso wie Therese Huber detailliert über die Eheverhältnisse informiert, Bürgers dritte Gattin ist schnell „eine berüchtigte Frau", ja, „ein Schauobjekt".[7] Zur „Exkommunizierung aus der höheren Literatur"[8] tragen Bürgers Lebensumstände bei, seine bizarren Ehen, die semiöffentlich in Briefen und Billetten kommunizierten Gerüchte und Gewißheiten, die offensichtliche Lebensnähe mancher Werke sowie pornographische Einfältigkeiten aus seiner Feder wie jene versifizierten Sottisen, die er als Gegenstück zu seinem petrarkistischen Lied *Das Mädel, das ich meine* zu Papier bringt. Ausgerechnet diese Texte schickt er seinem Verleger Johann Christian Dieterich mit der alltäglichen Korrespondenz zur Belustigung. Spätestens seit 1785 zirkulieren die Verse dann als anonymer Einzeldruck mit der fingierten Verlagsangabe „Rom bei Giovanni

[3] Ebd., S. 33.

[4] Friedrich Schiller: *Über Bürgers Gedichte*, in: F. S.: *Sämtliche Werke*, Band V, hg. von Gerhard Fricke u. a., München [5]1975, S. 970-985, hier S. 982, S. 976.

[5] Ebd., S. 979.

[6] Ebd.

[7] Hermann Kinder: *Nachwort*, in: *Bürgers Liebe* (Anm. 1), S. 155-186, hier S. 174.

[8] Leif Ludwig Albertsen: *Pervigilium Veneris und Nachtfeier der Venus. G. A. Bürgers Liedstil und sein lateinisches Vorbild*, in: *Arcadia* 16 (1981), S. 1-12, hier S. 11.

Tossoni"[9] und machen genauso wie diverse andere Abschriften Skandal. Die Vehemenz der Philippika *Über Bürgers Gedichte* ist allerdings auch vor dem Hintergrund zu sehen, daß Schillers 1781 anonym und separat publizierte, später verworfene Dichtung *Der Venuswagen* von Bürgers im *Musen Almanach A MDCCLXXIX* erschienenem Gedicht *Fortunens Pranger*[10] beeinflußt, vielleicht sogar veranlaßt worden ist und der Rezensent nun selbstkritische Distanz zu seinem eigenen Jugendwerk markieren möchte.

Die Nichtigkeit und Austauschbarkeit der Bilder in Bürgers Lied *Das Mädel, das ich meine*, das Schiller treffend als „Zusammenwurf", „Kompilation", ja als „eine Art *Mosaik*"[11] charakterisiert, ist auch für ein anderes Gedicht Bürgers kennzeichnend, das in ähnlich vordergründiger Manier auf die ästhetischen Konventionen petrarkistischer und anakreontischer Liebeslyrik rekurriert, aber ganz andere Intentionen verfolgt und ausgerechnet im Wettstreit mit den Tugendeiferern Johann Heinrich Voß und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg entsteht. Gemeint ist das bisweilen in den Anmerkungen der älteren Sekundärliteratur erwähnte, mit der Chiffre B. unterzeichnete obszöne Gedicht *An die Feinde des Priaps*, das sich mit zwei anderen Texten in einer unscheinbaren anonymen Publikation findet, die den Titel führt: *Phantasien in drei priapischen Oden dargestellt, und im Wettstreit verfertigt, von B. V. und St. Letzterer erhielt die Dichterkrone. Berlin. In allen guten Buchhandlungen. (Preis 12 gGr.).* Ob Bürger, Voß und Stolberg tatsächlich die Autoren dieser Wettstreitpoeme waren, ist bis heute von der Literaturwissenschaft nicht schlüssig beantwortet, und noch weniger als für dieses Problem hat man sich für die Fragestellungen interessiert, die mit der Rolle dieser Texte im Halbdunkel des literarischen Lebens verbunden sind und auf die dubiose Rolle apokrypher Literatur verweisen.

[9] Vgl. den Hinweis von Ulrich Joost im Kommentar seiner Edition: *Mein scharmantes Geldmännchen. Gottfried August Bürgers Briefwechsel mit seinem Verleger Dieterich*, hg. von Ulrich Joost, Göttingen 1988, S. 213.

[10] Vgl. Norbert Oellers: *Nachwort*, in: Friedrich Schiller: *Der Venuswagen. Unveränderter Nachdruck der ersten Auflage von 1781*, [hg. von] Norbert Oellers, Stuttgart u. a. 1993, S. I-XXIV, hier S. XVI.

[11] Schiller: *Über Bürgers Gedichte* (Anm. 4), S. 980.

I. Die Phantasien in drei priapischen Oden

Als Veröffentlichung bibliographisch erstmals 1812 nachweisbar[12], führt Leopold Hirschberg gemäß der Ordnung seines Verzeichnisses deutscher Erstausgaben die *Phantasien in drei priapischen Oden* als anonyme Publikation Bürgers und gibt das Jahr 1800 als Erscheinungsjahr an.[13] Ungeachtet dessen müssen die Texte allerdings schon vor Bürgers Tod 1794 verbreitet gewesen sein, denn der Göttinger Autor erwägt 1789 für die Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte ein öffentliches Dementi[14] seiner Beteiligung am fraglichen Wettstreit. Diese Erklärung Bürgers unterbleibt jedoch bezeichnenderweise. Die Einschätzung seines Freundes und ersten Biographen Ludwig Christoph Althof, der dem Autor in Göttingen ein Denkmal setzen läßt und die Hinweise auf den Wettstreit als üble Nachrede bezeichnet, erweist sich als genausowenig glaubwürdig, denn die Oden „fanden sich in Bürgers Nachlaß"[15] und während seines Aufenthaltes in Gelliehausen, also in der Zeit des engeren Kontaktes mit Voß und Stolberg, verfaßt Bürger ein ganzes „Oktavheft von 30 Seiten"[16] mit priapischen Gedichten. Ein noch gewichtigeres Argument für die Authentizität der Texte findet sich in einem bislang unveröffentlichten Manuskript aus dem Nachlaß des Publizisten und langjährigen Freundes von Voß, August von Hennings, mit dem Titel *Stolberg und Voß. 1819. Rhapsodische Beyträge gesammelt und zum Theil verfaßt von August von Hennings. Ranzau 1820.* Im Zusammenhang des 1819 neu entbrannten Streites zwischen Voß und Stolberg schreibt von Hennings:

> „So viel ich in den entfernten, aber vieliährig fortgesezten Berührungen mit Stolberg habe beurtheilen können, hat es mir geschienen daß Stol-

[12] Vgl. Wilhelm Heinsius: *Allgemeines Bücher-Lexikon oder vollständiges Alphabetisches Verzeichniß der von 1700 bis zu Ende 1810 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind*, Band 3, Leipzig 1812, S. 178.

[13] Vgl. Leopold Hirschberg: *Der Taschengoedeke*, Berlin u. a. 1924, S. 79.

[14] Vgl. Ludwig Christoph Althoff: *Einige Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen Gottfried August Bürger's, nebst einem Beitrage zur Charakteristik desselben*, Göttingen 1798, S. 31ff.

[15] Paul Englisch: *Geschichte der erotischen Literatur*, Wiesbaden ²1977, S. 207. (Nachdruck der Ausgabe Stuttgart 1927.)

[16] Wolfgang von Wurzbach: *Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Werke*, Leipzig 1900, S. 104.

berg's frühe, vielleicht durch seine Erziehung die mir iedoch unbekannt ist zur Frömmelei gestimmte durch Ortodoxie geplagte ~~Phantasie~~ und nie befriedigte, aber manchmal zu großen Abwegen hingerißene Phantasie nie einen festen Ruhepunkt fand. Die Ortodoxie kann ihn nie finden laßen, sie gebietet stehen zu bleiben, wo sie die Grenzen ziehet, und der aufgewekte Geist läßt sich nicht gebieten. Dabey war Stolberg oft ein Spiel der Sinnlichkeit. Frühe hatte er einen natürlichen Sohn nach seinem Namen Leopold genannt. Er verhehlte es nicht. *Sein priapisches Gedicht mit Bürger und Voß* ist mir nie zu Gesicht gekommen. Seine ökonomischen Umstände waren in frühern Zeiten sehr zerrüttet, und mochten vielleicht seine Gemüthsbewegungen vermehren. So konnte er nie zu einer innern Seelen Einigkeit gelangen und war immer heftig und schwankend, herrisch und erschrocken, tyrannisch und tyrannisirt."[17]

De facto ist Bürgers Absicht, in seinem Beitrag *An die Feinde des Priaps* „die Obzönität auf die Spitze"[18] zu treiben, von begrenzter Originalität, da hier nach dem Muster seiner anderen Parodien lediglich lyrische Versatzstücke travestiert werden. Ebenso wie die Beiträge von Voß und Stolberg steht Bürgers Gedicht in der Tradition des niederen Stils, der seit jeher von den *iocus*-urbanen Werken der erotischen Dichtung abgegrenzt wird.[19] Stolbergs siebzehn vierzeilige Paarreimstrophen, für die der Autor nach Maßgabe des Titelblatts die *Dichterkrone* erhielt, illustrieren deutlicher als Bürgers Gedicht die Intentionen der Texte und verweisen auf eine antipetrarkistische Tradition, die in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts entsteht. Bereits Pietro Aretino, Francesco Berni oder Niccolò Franco pflegen eine Dichtung niederen Stils, die sich als *poesia burlesca* gegen das konventionelle Schönheits- und Tugendmodell richtet und die stereotype Preziosenmetaphorik in das Gegenteil verkehrt. Aus einer literaturkritischen Intention heraus banalisieren Aretino und andere spielerisch das spiritualisierende und platonisierende Modell petrarkistischer Liebesdichtung und wenden es ins Obszöne. Dieser ostentative Oppositionsgestus schließt allerdings nicht aus, daß man bei anderer Gelegenheit wie

[17] August von Hennings: *Stolberg und Voß. 1819. Rhapsodische Beyträge*, gesammelt und zum Theil verfaßt von August von Hennings, Ranzau 1820. (Unveröffentlichtes Manuskript in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg. August von Hennings-Nachlaß, Band 76. – Hervorhebung vom Verfasser, Y.-G. M.)

[18] Lore Kaim-Kloock: *Gottfried August Bürger. Zum Problem der Volkstümlichkeit in der Lyrik*, Berlin (DDR) 1963, S. 306, Anm. 70.

[19] Vgl. Heinz Schlaffer: *Musa iocosa. Gattungspoetik und Gattungsgeschichte der erotischen Dichtung in Deutschland*, Stuttgart 1971, S. 127.

Giovanni della Casa, Martin Opitz oder eben Bürger in petrarkistischer Manier dichtet. Beide Charakteristika des *Canzoniere*, distanzierte Verehrung und erotisches Begehren, werden in Stolbergs Text mit dem Titel *Wahl meiner künftigen Gattin und ihrer Eigenschaften* in drastischer und degoutanter Fasson negiert.[20] Die von Bürger und den Göttinger Hainbündlern in die poetologische Diskussion eingebrachte Differenzierung zwischen einer der Phantasie und Empfindung verpflichteten *Poesie* und der mit den traditionellen Kategorien des Verstandes und des Witzes assoziierten *Versmacherkunst*[21] macht deutlich, daß es Stolberg, Voß und Bürger weniger um eine Aktualisierung eines selbst zur Konvention gewordenen Antipetrarkismus als um die Travestie lyrischer Muster geht, die vom Freundeskreis um Johann Wilhelm Ludwig Gleim gepflegt und als „Halberstädter Petrarkismus"[22] bezeichnet werden. Veranlaßt durch Gleims 1764 in Berlin veröffentlichte Sammlung *Petrarchische Gedichte*, üben sich auch Johann Georg Jacobi, Johann Benjamin Michaelis, Leopold Friedrich Günther von Goeckingk, Klamer Eberhard Karl Schmidt und sogar Wilhelm Heinse in der von Gleim propagierten poetischen Machart. Die 1772 in Halberstadt und Lemgo publizierten *Phantasien. Nach Petrarka's Manier* bringen Schmidt sogar den Ehrentitel eines „deutschen Petrarch"[23] ein.

Voß und Bürger stufen die auf uninspirierter Nachahmung basierenden Poesien Schmidts als literarischen Dilettantismus ein. Schmidt habe sich, so Voß in einem Brief an Goeckingk, „durch

[20] [Friedrich Leopold von Stolberg]: *Wahl meiner künftigen Gattin und ihrer Eigenschaften*, in: *Phantasien in drei priapischen Oden dargestellt, und im Wettstreit verfertigt von B. V. und St.*, Berlin o. J., S. 12. Stolbergs Beitrag beginnt: „Nicht weiß wie Milch und Blut, gepudert und frisirt,/ Und mit dem reichsten Schmuck von Frankreich ausgeziert/ Nein, ruprigt, ledergelb und schmierig wie ein Schwein/ Soll die, die ich mir einst, zur Gattin wähle seyn."

[21] Vgl. Wolfgang Promies: *Lyrik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, in: *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution, 1680-1789*, hg. von Rolf Grimminger, München u. a. 1980, S. 569-604, hier S. 583. (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart; 3/2)

[22] Jean Livescu-Leahu: Deutscher Petrarkismus im 18. Jahrhundert, Diss. Straßburg 1942, S. 83. (Masch.)

[23] Ebd., S. 91.

das verzweifelte Nachgaukeln" eine „Natur zusammengekünstelt"[24], die nirgendwo, weder in Italien noch in Frankreich, ihren Ursprung habe. Mit dem Einwand, dem italienischen Vorbild nicht gerecht zu werden, wird auch Gleim konfrontiert. Gotthold Ephraim Lessing moniert bereits 1765 als versierter Kenner von Francesco Petrarcas *Canzoniere* in seinem 332. Literaturbrief, Gleims Ton in *Petrarchischen Gedichten* sei „mehr der spielende Ton Anakreons, als der feierlich seufzende des Petrarca".[25] Dem Halberstädter Freund gelinge es an keiner Stelle, so Lessing kritisch, „jene wollüstige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca"[26] ausmache. Vor dem Hintergrund von Lessings Kritik wird der literaturkritische Impetus der priapischen *Phantasien* von Bürger, Voß und Stolberg ersichtlich. Bürgers Distanzierung vom Halberstädter Dichterkreis ist mit einer entschiedenen Absage an das „Prachtgeklingel", das „artige Tireliren" und den „Klingklang"[27] der Anakreontik verbunden.

Auch die 1771 im *Almanach der deutschen Musen* einem breiten Lesepublikum bekannt gemachte, stilistisch von der „Halberstädter Anakreontik um Gleim" inspirierte *Stutzertändelei* ließ eine Diktion erkennen, die „distanziert-ironisch"[28] bestimmt ist. Was sich auf den ersten Blick als konventionelle anakreontische Tändelei geriert, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als mokante Abkehr vom scherzenden Rokoko. Bereits der Titel läßt erahnen, daß sich der Autor unauffällig vom Gesagten distanziert: der Stutzer ist eine durch und durch negativ besetzte Person, seine Redeweise wird als gekünstelt und verstellt demaskiert. Die dreizehn betont gefällig gereimten, mit auffällig vielen Diminutiven aufwartenden Strophen folgen mit der Erwähnung von „Haar", „Hand", der „Schnürbrust

[24] Johann Heinrich Voß an Leopold Friedrich Günther von Goeckingk am 3.7.1778, in: J. H. V.: *Briefe an Goeckingk (1775-1786)*, hg. von Gerhard Hay, München 1976, S. 45.

[25] Gotthold Ephraim Lessing: *Briefe, die neueste Literatur betreffend*, in: G. E. L.: *Werke und Briefe*, Band IV, hg. von Gunter E. Grimm, Frankfurt a. M. 1997, S. 777.

[26] Ebd.

[27] Gottfried August Bürger an Heinrich Christian Boie am 15.9.1776 und am 2.11.1772, in: *Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit*. Aus dem Nachlasse Bürger's und anderen, meist handschriftlichen Quellen hg. von Adolf Strodtmann, Band I, Berlin 1874, S. 339 und S. 375.

[28] Günter Häntzschel: *Gottfried August Bürger*, München 1988, S. 43, S. 46.

Rand" und der „Falte" im „zarten Musselin"[29] dem petrarkistischen Schema, verletzen aber das Dezenzgebot, weil sie keine Deutungsvarianten zulassen und alles andere als naiv sind.[30] Kann man die in der sechsten Strophe erwähnte „kleine Sprütze", die dem angerufenen Amor dazu dienen sollte, die „Nymphen naß zu machen", vielleicht noch dem „Bestand anakreontischer Liebesrequisiten"[31] zurechnen, so läßt die in der zwölften Strophe ersehnte „wollustvolle Fahrt" nach „Bergmannsart"[32] keine harmlose Deutung zu.

Wird in der *Stutzertändelei* Amor um Kumpanei und Hilfe gebeten, so führt Bürger in seinem Wettstreitpoem *An die Feinde des Priaps* ähnlich wie in seinen Trinkliedern gleich mehrere „Götter auf die Erde".[33] Den Formen des Zeitvertreibs, die Amor in der *Stutzertändelei* als Potentialis ausgemalt werden, geht Cupido in Bürgers priapischen Versen ohne jede metaphorische Evokation nach. Hier hieß es:

„Auch *Cupido*, der *Kleine*,
Greift Venus *zwischen* die *Beine*,
Sein *Schwänzchen* wird ihm hart; (*groß*;)
Er *sprützt* den edlen Saamen
In aller Götter Namen,
Der *Mutter* in den *Bart*. (*Schooß*.)"[34]

Ähnlich dem in der *Stutzertändelei* vorgeführten Schema einer Potenzierung des Frivolen kostümiert sich Bürgers Gedicht *An die Feinde des Priaps* in den letzten beiden Strophen als lehrhafter Text, der sich ausgerechnet an die „*Jungfern* aller Orte" und die „*Nonnen*" und „*Pfaffen*"[35] richtet. Die vorletzte Strophe lautet:

„Ihr Nonnen und Ihr Pfaffen!
Ihr sollt beisammen schlafen,
Laßt Messe, Messe seyn;

[29] Gottfried August Bürger: *Stutzertändelei*, in: G. A. B.: *Sämtliche Werke*, hg. von Günter Häntzschel u. a., München u. a. 1987, S. 36f.

[30] Zum Begriff der Naivität in der Anakreontik vgl. Herbert Zeman: *Die deutsche anakreontische Dichtung. Ein Versuch zur Erfassung ihrer ästhetischen und literarhistorischen Erscheinungsformen im 18. Jahrhundert*, Stuttgart 1972, S. 152f.

[31] Häntzschel: *Bürger* (Anm. 28), S. 44.

[32] Bürger: *Stutzertändelei* (Anm. 29), S. 37.

[33] Kaim-Klook: *Bürger* (Anm. 18), S. 37.

[34] [Bürger:] *Wahl* (Anm. 20), S. 4.

[35] Ebd., S. 6

So oft die Glocken läuten,
So oft sollt ihr euch reiten,
Steckt ihn fein tief hinein."[36]

Mit diesem Appell spielt Bürger auf das seit dem Mittelalter kolportierte und variierte Klischee vom unsittlichen Klerus[37] an und attackiert auf provozierende Weise jene kirchlichen Zensurinstanzen, denen ungeachtet theologischer Divergenzen und territorialer Unterschiede bei der Sanktionierung von Verstößen gegen die sittliche Norm Autorität zukommt.[38]

In der Ritualisierung der Opposition gegen Schmidts anakreontischen Petrarkismus, gegen Christoph Martin Wielands *Idris und Zenide*, die „Franzennachäffer"[39] oder den Habitus von „Stuzern"[40] liegt ein wichtiges Integrationsmoment für den Göttinger Freundeskreis. Den Geselligkeitsformen der Hainbündler mit ihrer „heftigen (Faszination verratenden) Abwehr des Sexuellen"[41] waren Verhaltensmuster anzumerken, die dem Repertoire studentischen Brauchtums, gegen das man sich gerade abgrenzen will[42], ähneln. Das traditionelle *Vivat* und *Pereat* findet seine Entsprechung in der Rigidität einer ästhetischen und moralischen Parteinahme, die in der symbolischen Vernichtung konträrer Werte, der rituellen Bücherverbrennung kulminiert. Ausführlich berichtet Voß in seinen Briefen dem Freund Ernst Theodor Johann Brückner über dieses Ritual. Erst in der Negation des Bestehenden, „aus der Polemik heraus"[43], erreichen die Göttinger die Geschlossenheit, die für ihre literarästhetische Programmatik bestimmend wird. Das im Zusammenhang der eigenen Persönlichkeitsstilisierung erprobte Muster der Selbsterhebung und die in den Briefen der Hainbündler vorgeführte polemisch-provokative Herabsetzung des Kontrahenten ist als Mittel der Selbstdarstellung für den Dichterbund charakteristisch. 1773, während der Debatte um Bürgers *Lenore*, sprechen sich Bürger und Voß spielerisch gegenseitig die Dichterwürde ab. In diesem Kontext ist die Entstehung der priapischen Gedichte zu sehen. Diese als über die Tradition der *imitatio veterum* hinausgehenden Wettstreitriten mit ihren „infantil wirkenden Prahlereien in einer elaborierten Eigensprache" haben „deutlich Ventilfunktion".[44] Erst Klopstocks zunehmender Einfluß, der Anfang 1774 durch den Beitritt des Hamburgers auch seinen institutionalisierten Ausdruck findet, geben dem seit 1770 bestehenden Studentenzirkel eine vordergründig konkrete Zielorientierung. Unübersehbar weckt Klopstocks Idee vom Sittenadel einer Gelehrtenrepublik die Bereitschaft zu einer expliziten Normierung der literarischen Produktion. Am 17.11.1774 fordert Voß in einem Brief an Brückner: „Alles was wir schreiben, muß strenge nach diesem Zwecke, nach Geschmack und Moral geprüft werden, eh' es erscheinen darf."[45]

Hiermit setzt Voß seine Daseinsberechtigung als Schriftsteller in direkten Bezug zu rigiden sittlichen Idealen und Wertmaßstäben. Die Überzeugung der eigenen moralischen Superiorität spielt beim Ringen um soziale Anerkennung eine gewichtige Rolle. In der sich hier ankündigenden Verklammerung von Dichterpersönlichkeit, moralischer Integrität und Œuvre, die später von Schiller zur Idee der „geläuterten Individualität"[46] gesteigert wird, liegt ein wichtiger Grund für die überwiegend negative Bewertung Bürgers durch eine literarische Kritik, gegen die sich der Autor wiederholt zur Wehr zu setzen versucht:

„Wann über meine Männertugend
Ihr zu Gericht euch niedersetzt,
So hetzt ihr jeden Fehl der Jugend.
Weil euch denn d'ran gelegen ist,
Daß jeden Quark ihr von mir wißt,
So sei hiermit euch unverhalten:

[36] Ebd.
[37] Vgl. Englisch: *Geschichte* (Anm. 15), S. 107ff.
[38] Vgl. Klaus Kanzog: *Literarische Zensur*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, Band IV, hg. von Klaus Kanzog und Achim Masser, Berlin u. a. ²1984, S. 998-1049, hier S. 1027.
[39] York-Gothart Mix: *Kulturpatriotismus und Frankophobie. Die Stereotypisierung nationaler Selbst- und Fremdbilder in der Sprach- und Modekritik zwischen Dreißigjährigem Krieg und Vormärz (1648-1848)*, in: *Arcadia* 36 (2001), S. 156-185, hier S. 163.
[40] Johann Heinrich Voß an Ernst Theodor Johann Brückner am 17.10.1773, in: *Briefe von Johann Heinrich Voß nebst erläuternden Beilagen*, hg. von Abraham Voß, Band I, Halberstadt 1829, S. 148.
[41] Annelen Kranefuss: *Klopstock und der Göttinger Hain*, in: Walter Hinck (Hg.): *Sturm und Drang. Ein literaturwissenschaftliches Studienbuch*, Kronberg 1978, S. 134-162, hier S. 141.
[42] Ebd.
[43] Ebd.
[44] Ebd.
[45] Johann Heinrich Voß an Ernst Theodor Brückner am 17.11.1774, in: Voß: *Briefe* (Anm. 40), S. 178.
[46] Walter Müller-Seidel: *Schillers Kontroverse mit Bürger und ihr geschichtlicher Sinn*, in: W. M.-S. u. a. (Hg.): *Formenwandel. Festschrift zum 65. Geburtstag von Paul Böckmann*, Hamburg 1964, S. 294-318, hier S. 308.

Die ersten Hosen, die ich trug,
Und vollends gar mein Kindertuch,
Hab' ich nicht immer rein gehalten."[47]

Auch von den Hainbrüdern wird Bürgers Persönlichkeit trotz aller Sympathien eher skeptisch beurteilt.[48] Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ein Text wie Bürgers Ode *An die Feinde des Priaps* mit dem Selbstverständnis und Anstand, den Johann Christoph Adelung bezeichnenderweise als Kongruenz von Sozialstatus und Sittlichkeit definiert[49], eines auf Öffentlichkeit und soziale Geltung bedachten Schriftstellers gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht zu vereinbaren ist. Die Tatsache, daß die Ergebnisse des poetischen Wettstreits zwischen Bürger, Voß und Stolberg dennoch publiziert werden, deutet auf einen Problembereich, der sich mit Vilfredo Pareto als Divergenz zwischen Alltagsmoral und propagiertem Werthorizont beschreiben und sich vor allem in privaten Briefen aufzeigen läßt.[50] Der bloße Hinweis auf die stetige Existenz nicht werte- und normenkonformer Literatur erweist sich indes als ebensowenig weiterführend wie ein Deutungsversuch, der sich allein auf die der Sozialpsychologie bekannten Muster einstellungskonträren Verhaltens stützt.[51] Produktiver ist es, im Sinne Robert Darntons nach dem Ausmaß und der Spezifik des nicht nur von Hinterstubenverlegern und Bücherschmugglern hinter der Fassade aufgeklärter Moralität verbreiteten Schrifttums und der semiöffentlichen Kommunikation zu fragen.[52]

Bereits die plausible Annahme, daß die obszönen Texte zunächst in handschriftlichen Kopien und Briefen zirkulieren und schließlich von unbekannter Seite veröffentlicht werden, und zwar

[47] Gottfried August Bürger: *Bekenntniß*, in: G. A. B.: *Werke*, hg. von Eduard Grisebach, Zweiter Theil: *Gedichte*, Berlin 1872, S. 152.

[48] Vgl. Johann Heinrich Voß an Ernst Theodor Johann Brückner am 6.12.1772, in: Voß: *Briefe* (Anm. 40), S. 117.

[49] Vgl. Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, Erster Theil, Leipzig ²1793, Sp. 378.

[50] Vilfredo Pareto: *Der Tugendmythos und die unmoralische Literatur*, hg. von Gottfried Eisermann, Neuwied u. a. 1968, S. 93ff.

[51] Vgl. Icek Ajzen u. a.: *Einstellungs- und normative Variablen als Prädikatoren für spezifische Verhaltensweisen*, in: Wolfgang Stroebe (Hg.): *Sozialpsychologie*, Band 1, Darmstadt 1978, S. 405f.

[52] Vgl. Robert Darnton: *Literaten im Untergrund. Lesen, Schreiben und Publizieren im vorrevolutionären Frankreich*, München u. a. 1985.

wahrscheinlich bereits schon vor 1789[53], wirft eine Reihe von Fragen auf, die im Kontext des Beziehungsgeflechtes von Anonymität und Öffentlichkeit, Zensur und Lektüre, Normkonformität und Anstand anzusiedeln sind. In der zweiten Ausgabe seiner Gedichte 1789 schreibt Bürger:

„Man liebet ja Tugend, man übet ja Pflicht;
Doch Keiner thut mehr, als er kann!"[54]

Und um 1780 entsteht das Gedicht *Die Gedanken sind frei*, das als Volkslied auch noch heute eine gewisse Popularität besitzt:

„Ich denke was ich will
Und was mich beglücket,
Doch Alles in der Still
Und *wie es sich schicket.*
Mein Wunsch, mein Begehren
Kann niemand mir wehren.
Es bleibet dabei:
Die Gedanken sind frei."[55]

Bürgers Lied spricht zwar einen angesichts rigider Moralnormen existenten Konflikt an, verlegt ihn aber in die individuelle Persönlichkeitssphäre, da eine unmittelbar öffentlichkeitsbezogene Diskussion mit dem Anliegen tugendhafter Selbstdarstellung und damit verbundenen sozialen Rollenerwartungen kaum zu vereinbaren ist.

II. Publizität, Privatheit, Korrespondenz und semiöffentliche Kommunikation

Zu Recht hat Reinhard Wittmann den Brief als Leitmedium[56] des 18. Jahrhunderts charakterisiert. Der Brief avanciert zu einem auto-

[53] Nach Ludwig Christoph Althof müssen die Texte bereits vor der Veröffentlichung der zweiten Gedichtausgabe Bürgers, also 1789, so bekannt gewesen sein, daß Bürger ein Dementi seiner Autorschaft erwog. Vgl. Althof: *Einige Nachrichten* (Anm. 14), S. 31ff.

[54] Gottfried August Bürger: *An die Menschengesichter*, in: G. A. B.: *Gedichte*, Carlsruhe 1789, S. 162.

[55] Ludwig Erk: *Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren Deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart*, neubearb. und fortgesetzt von Franz M. Böhme, Band III, Hildesheim u. a. 1963, S. 576. (Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1894.)

nomen und gleichberechtigten Genre und oszilliert zwischen Publizität und Privatheit. Er dient als Medium subjektiver Wirklichkeitswahrnehmung, individueller Introspektion und soll „die Landschaft der eignen Seele"[57] abbilden. Vor diesem Hintergrund reüssieren Gattungen wie der Briefroman und die Epistel. Johann Wolfgang Goethes *Die Leiden des jungen Werther*, Friedrich Heinrich Jacobis *Aus Eduard Allwills Papieren*, Ludwig Tiecks *William Lovell*, Friedrich Hölderlins *Hyperion* oder Christoph Martin Wielands *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen* stehen für eine bis dato beispiellose Vielfalt der Gattung. In poetischen Episteln übermittelt man hingegen familiäre Nachrichten, debattiert über literarische und gesellschaftliche Neuigkeiten, tauscht Lebensmaximen oder Erinnerungen aus und beschwört den Wert der Freundschaft. Vor dem Hintergrund dieser thematischen Varietät betont der *Teutsche Merkur* schon 1773 in seiner *Fortsetzung der kritischen Nachrichten vom Teutschen Parnaß*, daß die poetische Epistel nur scheinbar eine „so leichte Gattung"[58] sei. Die Schwierigkeit bestehe darin, so der *Teutsche Merkur*, „die Mittelstraße zwischen Trockenheit und Weitschweifigkeit"[59] zu halten.

Fast alle Autoren der Aufklärung haben sich in diesem Genre versucht, eine besondere Präferenz für die Briefdichtung pflegen die Poeten des Halberstädter Kreises um Bürgers Mentor Gleim. Wie kaum eine literarische Gattung suggerieren poetische Episteln, aber auch Widmungspoeme im Stil von Elise Hahns *An den Dichter Bürger. Nach einem scherzhaften Gespräch bei Lesung seiner Gedichte* im Medium des Musenalmanachs die Existenz einer fast familiären Korrelation zwischen Beiträgern, Lesern und Herausgebern. Selbst in den Briefdichtungen, die von vornherein für die Publikation in Almanachen geschrieben werden, ist der ungezwungene, mitunter private Ton vorherrschend. Die Vermittlungsfunktion zwischen Privatheit und Publizität lassen das Briefgedicht und den Brief als Vorstadium einer Öffentlichkeit erscheinen und ver-

[56] Vgl. Reinhard Wittmann: *Das Jahrhundert des Briefes*, in: *Einladung ins 18. Jahrhundert. Ein Almanach aus dem Verlag C. H. Beck im 225. Jahr seines Bestehens*, hg. von Ernst-Peter Wieckenberg, München 1988, S. 151.

[57] Ebd., S. 152.

[58] *Fortsetzung der kritischen Nachrichten vom Teutschen Parnaß*, in: *Der Teutsche Merkur* 1, 4 (1773), S. 266.

[59] Ebd. – Vgl. auch Markus Motsch: *Die poetische Epistel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und Literaturkritik des achtzehnten Jahrhunderts*, Bern u. a. 1974.

leihen diesen Genres den Charakter eines ästhetisierten Alltagsgesprächs. Diese Spezifik der Kommunikation offenbart sich in der Briefäußerung von Caroline Schlegel-Schelling über die Verbindung zwischen Bürger und Elise Hahn. Lapidar heißt es: „Bürger steht vor der Welt zur Schau mit seiner *Musenallmanachs* Liebschaft."[60] Bürger selbst schürt und schildert das öffentliche Interesse an der Verehrerin seiner Poesien und Person in einem Brief an die Zeitschriftenherausgeberin Marianne Ehrmann:

> „Sie können sich kaum vorstellen, was für Aufsehen und Gerede das Gedicht hier, besonders unter den hiesigen Sultaninnen gemacht hat, denen ich eben nie sonderlich gehuldigt habe. Weil es mich Anfangs selbst mehr belustigte, als sonst interessierte, so theilte ichs wohl einigen Freunden mit, wodurch sich denn gar bald mehrere Abschriften im ganzen Publicum verbreiteten."[61]

Da Elise Hahn wie bei einem erotischen Maskenspiel unter dem Deckmantel der Anonymität verborgen bleibt und Bürger sein Interesse an der unbekannten Verehrerin aus Stuttgart zunächst gegenüber der Zeitschriftenredakteurin Marianne Ehrmann kundtun muß, um deren Identität zu ermitteln, ist die Korrespondenz von Anfang semiöffentlich. Ohne zu zögern und ganz unverblümt bittet Bürger dennoch in einem Brief am 3.1.1790 an Marianne Ehrmann um detaillierte Informationen über die erotischen Vorzüge seiner unbekannten Verehrerin:

> „Das *Aeußere des Mädchens*, liebe Frau, müssen Sie mir bey Zeit und guter *Mahlerlaune* etwas ausführlicher schildern. Denn man fasele von überirdischer Seelenliebe auch was man wolle; so bleibt doch das – mir wenigstens – ewig wahr: irdische Liebe keimt in der *Sinnlichkeit*, und behält, sie treibe ihre Zweige und Blätter nachher auch noch so hoch in geistige Regionen hinauf, dennoch immer in der Sinnlichkeit ihre nahrhafteste Wurzel. Dem Liebenden muß der geliebte Gegenstand in sinnlicher Schönheit und Anmuth erscheinen, er mag nun wirklich schön und anmuthig seyn, oder nicht. Sonst ist die Liebe im vollen Verstande des Wortes unmöglich, und wer sie dennoch vorgiebt, der lügt und triegt, mit oder ohne Bewußtsein."[62]

[60] *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, hg. von Erich Schmidt, Band I, Bern 1970, S. 253f. (Nachdruck der Ausgabe 1913.)

[61] Gottfried August Bürger an M[arianne] Ehrmann am 3.1.1790, in: *Bürgers Liebe* (Anm. 1), S. 18.

[62] Ebd., S. 17f. (Hervorhebungen vom Verfasser, Y.-G. M.)

En détail scheint dieser Passus die ein Jahr später, am 15. und 17.1.1791, publizierte Kritik Schillers am „*sinnlichen*, oft gemeinsinnlichen Charakter" der lyrischen „*Gemälde*" Bürgers, die letztlich nur ein „Zusammenwurf von *Bildern*"[63] seien, zu bestätigen. Auch Schillers Hinweis auf die Defizite ästhetischer Idealisierung wird durch Bürgers Brief an Marianne Ehrmann illustriert: „Was das *Innere* des Mädchens betrifft, so können Sie mit wenigen Hauptpinselstrichen abkommen."[64]

Anders als der empfindsame, auffallend subjektiv und intim gefärbte Briefwechsel zwischen Johann Gottfried Herder und Caroline Flachsland[65], wird Bürgers Briefkommunikation mit Elise Hahn von der stereotypen Rhetorik konventioneller Heiratsanbahnung geprägt. Bürger benennt ohne Umschweife den Katalog gewünschter Vorzüge: „Schönheit und Anmuth, wie des Geistes, so des Leibes, Güte und Adel des Characters, Feinheit der Sitten, Stand und Vermögen."[66] Es geht ihm nicht um „Selbst- und Fremdenthusiasmierung", um „Verklärungen und Idealisierungen", sein Brief ist nicht affektioniert und offenbart, wie der mittlerweile topische und vulgarisierte „Petrarkismus zum Kollektivhabitus"[67] banalisiert ist. Keine *éducation sentimentale*, keine epistolarische Liebe, sondern Thesen über die wechselseitige erotische Attraktion der menschlichen Gattung:

> „Wir sind insgesammt sinnliche Menschen, und auch die Sinnlichkeit will ihr Recht haben. Unsere Sinne müssen ein wechselseitiges Behagen an einander finden, welches sich nicht gerade nach Jugend und Schönheit, sondern oft nach einem unerklärbaren Etwas richtet, das sich weder mahlen, noch beschreiben, sondern allein im Innersten fühlen läßt. Dieses Etwas läßt sich weder geben, noch nehmen. Nach diesen Vorbereitungen wird es sich in der ersten Stunde unserer persönlichen Zusammenkunft ausweisen, ob wir das Publicum mit der allersonderbarsten Heiraths-Geschichte zu amüsieren, – zu unserem eignen noch größeren Amüsement zu amüsiren im Stande sind, oder nicht."[68]

[63] Schiller: *Über Bürgers Gedichte* (Anm. 4), S. 979f. (Hervorhebungen vom Verfasser, Y.-G. M.)

[64] Gottfried August Bürger an M[arianne] Ehrmann am 3.1.1790, in: *Bürgers Liebe* (Anm. 1), S. 18.

[65] Vgl. *[Johann Gottfried] Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland.* Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs hg. von Hans Schauer. 2 Bände, Weimar 1926-1928. – Vgl. in diesem Kontext Eva Lia Wyss: *„Dû bist mîn, ich bin dîn". Deutschsprachige Liebesbriefe vom Mittelalter bis in die Gegenwart*, in: Benedikt Burkard (Hg.): *liebe, komm. Botschaften des Herzens*, Heidelberg 2003, S. 64-81.

[66] Gottfried August Bürger an Elise Hahn im Februar 1790 (Anm. 2), S. 26.

[67] Uwe C. Steiner: *Als Schrift der Liebe Nahrung wurde. Zur Alphabetisierung der Empfindsamkeit*, in: Burkard (Hg.): *liebe, komm.* (Anm. 65), S. 82-95, hier S. 89.

Ganz andere Erwartungen verbindet Elise Hahn mit dieser Liaison. Sie hofft auf die Möglichkeit,

> „sich des vermeintlichen Glanzes eines angesehenen Dichters und Professors zu bedienen, um sich mit einem Satz aus der Stuttgarter Enge zu befreien und ihre Neigung nach Kulturpathos, freizügiger Geselligkeit und gesellschaftlichem Renommee ausleben zu können."[69]

Am 29.9.1790 heiraten Bürger und Elise Hahn, am 31.3.1792 wird die Ehe geschieden. Bürger klagt bald, daß Elise Hahn „ein *verschwenderisches, üppiges, heuchlerisches, verbuhltes* und *ehebrecherisches* Weib ist."[70] Empört nimmt er zur Kenntnis, daß seine Gattin schon vor der Eheschließung den Nutzen eines „Condons"[71] zu schätzen weiß und sich während seiner Vorlesungen an der Göttinger Georgia Augusta die Zeit mit wechselnden Liebhabern vertreibt. Und so, wie Bürgers Erotomanie *coram publico* diskutiert worden ist, rückt nun das Verhalten von Elise Hahn *in puncto puncti sexti* in das Blickfeld. Wieder entfaltet sich eine semiöffentliche Kommunikation, die diesmal durch die amouröse Korrespondenz von Bürgers Frau provoziert wird. Gegenüber seiner Schwiegermutter Christiane Elisabeth Hahn klagt Bürger:

> „Das allgemeine Geschrey des Publici ließ nicht nach, und drang mir zu Ohren; ich wurde durch nahmenlose Briefe gewarnt; es wurde mir versichert, daß schier posttätige Briefe nach Hannover abgingen und von dort her an sie ankämen. Auch hatte sie mit der Schwester dieses H[ardenberg], einer Frau von M[ahrenholz] in Braunschweig, im verwichenen Späthjahre eine sehr trauliche Verbindung geschlossen, und einen Briefwechsel errichtet, den sie mit der ängstlichsten Sorgfalt vor mir zu verbergen suchte, ob ich gleich nichts weniger, als eine unbescheidene und ungestüme Neugier darnach blicken ließ."[72]

[68] Gottfried August Bürger an Elise Hahn im Februar 1790 (Anm. 2), S. 41.

[69] Kinder: *Nachwort* (Anm. 7), S. 157f.

[70] Gottfried August Bürger an [Christiane Elisabeth] Hahn am 3.2.1792, in: *Bürgers Liebe* (Anm. 1), S. 65.

[71] Gottfried August Bürger an [Christiane Elisabeth] Hahn am 12.2.1792, in: ebd., S. 143.

[72] Gottfried August Bürger an [Christiane Elisabeth] Hahn am 30.9.1791, in: *Bürgers Liebe* (Anm. 1), S. 121.

Da Bürger der „Inhalt manches Briefes bekannt“[73] wird, versucht er, seine Gattin *in flagranti* zu überführen. In einer an die Schwiegermutter gerichteten epistolarischen Schilderung der Ereignisse verbindet sich die nüchterne Dramaturgie der kriminalistischen Entdeckung mit einer gequälten begrifflichen Abstraktheit, die nichts mit dem dichterischen Dezenzgebot oder gar der Perspektive des Voyeurs gemein hat. Der Akt der Verführung wirkt in Bürgers Beschreibung wie ein von Puppen vorgeführtes Szenarium:

> „Der junge Herr schob unter fortgesetzten Küssen, seine eine Hand in den Busen der Schändlichen. Ich hielt Contenance. Er schob die andere in den Rockschlitz, und operierte da einige Minuten fort. Ich hielt Contenance. Madame dehnte und streckte sich wohllüstig, und es schien, daß die Hand nicht recht bequem auf den Fleck der Wohllust gelangen könne. Ich hielt Contenance, und dachte: Dabei bleibt's noch nicht! Mein junger Herr zog die Hand aus dem Schlitze, erhob sich, hob Röcke und Hemd auf, und wälzte sich zwischen die blanken Lenden, die sich ihm mit wohllüstiger Willigkeit öffneten. Mit dem Mund hing man schon immer die ganze Zeit über wohllusttrunken zusammen; jetzt suchte man auch wohl die Haupttheile zusammen zu fügen, und hatte es entweder schon gethan, oder war nahe daran. [...] Jetzt dachte ich, ist es Zeit, und brach wie ein Wetterstrahl zur Thür herein auf die Schändlichen zu. [...] Der Eheschänder nahm Reißaus, und ich konnte ihm nur noch einen Fußtritt nachgeben. Denn mir war es mehr um die Brieftasche der Ehebrecherin zu thun, die sie immer auf dem Leibe trägt.“[74]

Über die Korrespondenz Elise Hahns scheint es mehr oder weniger zutreffende Mutmaßungen zu geben, denn Bürger setzt alles daran, in der Brieftasche weitere „Merkwürdigkeiten *im Original*“[75] zu finden.

Die amourösen Briefe und das Geständnis Elise Hahns offenbaren, daß bekannte Namen der literarischen und gelehrten Öffentlichkeit direkt in den Skandal als Beteiligte oder Mitwisser involviert sind: der Sohn des Orientalisten Johann David Michaelis, seine Schwester Caroline Schlegel-Schelling, die Tochter des Altphilologen Christian Gottlob Heyne und Ehefrau Georg Forsters, Therese Huber, der Lyriker und Romanschriftsteller Friedrich Bouterwek und andere. Was anfänglich nur verstohlen, quasi semiöffentlich, mitgeteilt wurde, verbreitet sich jetzt „wie ein Lauffeuer

[73] Ebd., S. 122.
[74] Ebd., S. 132.
[75] Ebd. (Hervorhebungen vom Verfasser, Y.-G. M.)

in der ganzen Stadt“[76]. In einem Brief an die Schwiegermutter beklagt sich Bürger über seine Gattin:

> „Sie hatte längst einen abentheuerlichen Menschen, Namens B[outerwek], Hofmeister allhier bei einem jungen Herrn v. W[estphalen] und Romanenschriftsteller, zu ihrem Vertrauten gemacht, und durch ihn ihre buhlerische Correspondenz mit H[ardenberg] getrieben. Dieser Mensch bemengte sich [...] mit ihren sträflichen Angelegenheiten [...]. Dieser jämmerliche Donquixote warf sich für sie zum Ritter auf, um mich auf eine Art ins Bockshorn zu jagen, wie sie kaum bei einem Schulknaben anwendbar ist. Er schrieb mir am Sonntag Abend einen Brief, der das non plus ultra der Impertinenz und Unbesonnenheit ist.“[77]

Gegenüber Elise Hahn macht Bürger hingegen unmißverständlich deutlich, daß *weibliche* Libertinage bestenfalls in einem priapischen Poem ihren Platz hat, aber im Alltag des aufgeklärten Bürgers die Frau zu einem Objekt, zu einem *Gegenstand* degradiert:

> „Alle meine Liebe hängt sich nur an Hochachtung, selbst sogar meine *sinnliche*. Und wenn ich Priap's Sinnlichkeit hätte, so würden die heftigsten Triebe vor einem Gegenstand erschlaffen, den ich nicht achten kann.“[78]

Das saloppe *Così fan tutte* unter der Überschrift *An die Feinde des Priaps* in den mit Stolberg und Voß verfaßten *Phantasien* erweist sich nur als obszöne Fingerübung, als dubioser *Bout rimé* und männliches Überbietungsritual. Am 7.2.1792 verläßt Elise Hahn Göttingen.

III. Resümee

Die Hoffnung auf eine Wandelbarkeit der gesellschaftlichen Wirklichkeit durch gesetzliche Maßnahmen, die mit dem Kanon bürgerlicher Werte und Ideale korrelieren, hat Schiller in seiner 1789 publizierten Jenaer Antrittsvorlesung explizit formuliert: „Ein großer Schritt zur Veredelung ist geschehen, daß die Gesetze tu-

[76] Gottfried August Bürger an [Christiane Elisabeth] Hahn am 12.2.1792, in: ebd., S. 139.
[77] Ebd.
[78] Gottfried August Bürger an Elise Hahn am 29. 11. 1791, in: ebd., S. 93.

gendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen."[79] Der Wandel zum moralisch integren und geläuterten Individuum vollzieht sich nach außen in der offiziellen Programmatik und der öffentlichen Selbstdarstellung einer Funktionselite, die den kulturellen Kanon und die feinen Unterschiede[80] definiert und selektiv für sich nutzt. Diese Gelehrtenschicht wirkt nicht nur durch ihre literarische Produktion zielsetzend: immer wieder zeigt sie sich bemüht, Einfluß auf die Zensurpraxis des aufgeklärten Staates zu gewinnen[81] oder sucht durch Überarbeitungen populärer Lesestoffe die „Vertreibung des alten elenden Geschmakkes"[82] und eine Veränderung unvernünftiger Lesegewohnheiten zu erreichen.[83] Parallel zu diesen gesellschaftlich legitimierten kulturellen Normierungen existieren jedoch semiöffentliche, offiziell tabuisierte Diskurse, die sich in der privaten Korrespondenz sowie der Existenz apokrypher Literatur konkretisieren und auf die erste Sphäre zurückwirken. Die Erforschung dieser verdeckten Kommunikationsstrukturen trägt dazu bei, die „verdünnte geistige Atmosphäre" der Lehrbücher zu hinterfragen und, so Darnton in seiner Untersuchung *Literaten im Untergrund. Lesen, Schreiben und Publizieren im vorrevolutionären Frankreich*, „die Aufklärung auf den Boden der Tatsachen zu holen."[84]

---

[79] Friedrich Schiller: *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte. Eine akademische Antrittsrede*, in: Schiller: Sämtliche Werke (Anm. 4), Band IV, S. 749-767, hier S. 757.

[80] Vgl. Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a. M. 1982.

[81] Vgl. Franz Hadamowsky: *Ein Jahrhundert Literatur- und Theaterzensur in Österreich (1751-1848)*, in: Herbert Zeman (Hg.): *Die österreichische Literatur. Eine Dokumentation ihrer literarhistorischen Entwicklung*, Band 2.1: *Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750-1839)*, Graz 1979, S. 289-305.

[82] *Ueber die Mittel, bessere Bücher in die Hände der niedrigern lesenden Menschenklasse zu bringen*, in: *Berlinische Monatsschrift* 6 (1785), S. 296. – Vgl. auch Rolf Wilhelm Brednich: *Erotisches Lied*, in: *Handbuch des Volksliedes*, hg. von Rolf Wilhelm Brednich u. a., Band 1, München 1973, S. 577.

[83] Vgl. Wolfgang Martens: *Formen bürgerlichen Lesens im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*, in: Otto Dann (Hg.): *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich*, München 1981, S. 55-70.

[84] Darnton: *Literaten im Untergrund* (Anm. 52), S. 12.